

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

Im Kampfgebiet des Sowiſchen.

Ein Kulturbild aus Montenegro. Von Nagda Trott.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Zwiſchen dem Geſtein hockte ein Mann. Er hielt die Piſtole in der Hand und prüfte den Lauf. Dann nickte er befriedigt. Elf Kugeln blieben ihm noch, aber dieſe elf würden unfehlbar treffen. Und wenn es keine andere Rettung mehr gab, ſo war die letzte Kugel für ihn ſelbſt beſtimmt.

Neben den Piſtolen war ihm ja auch noch die Handschar geblieben. Wenn es ſein mußte, ſo ſollte ſie im Nahkampf wertvolle Dienſte leiſten. Denn daß es jetzt ſein Leben galt, das wußte Abilo Ruparc genau. Nur ein Wunder war es, daß er vor wenigen Tagen das Gebirge erreicht hatte. Er konnte nicht viel Vorſprung vor den Verfolgern haben. Aber freilich, er kannte Weg und Steg, die unwirtlichſten Pfade waren ihm bekannt. Wenn ihm das Glück hold war, dann entkam er nach Albanien. Dort würde man ihm beiſtehen.

Nur an Nahrung mangelte es. Das kahle Geſtein gab nicht das geringſte her. In die Hütten der Hirten wagte er ſich nicht. Zweimal hatte er den Verſuch gemacht, aber jedesmal war es ihm, als ſähe er feindliche Soldaten. So verſteckte er ſich wieder in die Berge.

Steinblock auf Steinblock wurde überklettert. Von Zeit zu Zeit machte Abilo halt, um zu lauſchen, ob auch noch überall das gleiche tote Schweigen herrſchte. Er nickte befriedigt. Bis hier zur Cetajchlucht kamen ſie ihm nicht nach. Sie wußten es wohl, hier in dieſer wilden Einöde war ihnen der Tod gewiß. Er lachte leiſe vor ſich hin. Wahrscheinlich hegte man eine ganze Anzahl Soldaten ihm nach, ihm, einem einzelnen, und er, er war frei, frei, frei.

Was wohl Wandja machte? Und jener andere? Der Gedanke, daß er Wellmann noch immer nicht getroffen, war das einzige, was ihm Bein verurſachte. Aber — das ſchwor er ſich — zur rechten Zeit wollte er auftauchen — als Rächer.

Blutrot tauchte die Sonne ins Meer. Da beſchloß auch Abilo, für heute zu raſten und ſich auf den Steinen das Nachtlager zu bereiten. Zwar fehlte ihm in dieſer rauhen Jahreszeit jede wärmende Decke, aber das ſchadete nichts. Er, wie alle ſeine Brüder, ſie waren es gewohnt, auf kaltem Stein zu ruhen und zu ſchlafen. Er wählte nicht lange nach einem paſſenden Platz. Unter einem ſteil überhängenden, ſchroffen Felſen bettete er das Haupt — hier war er ſicher. Ein tiefer Schlaf der Erſchöpfung hielt ihn bis zum hellen Morgen gefangen. Stärker als zuvor fühlte er den Hunger, ſo beſchloß er, die ſteinerne Höhe zu verlaſſen, um weiter unten nach einer Hütte zu ſuchen. Vielleicht gelang es, etwas Milch zu bekommen.

Einer Kaze gleich kletterte er an den Felſen herab. Dort, jenseits der Felſen, mußte die Hütte liegen, der er zuſtrebte. Er umkletterte den ſteinernen Vorſprung — da fuhr er zuſammen.

Jenseits hatten ſich einige Soldaten ein Lager errichtet. Sie hatten ihn erblickt, ſprangen empor und riefen ihn an. Eine einzige Sekunde überlegte Abilo. Es waren wohl zehn bis zwölf Mann. Von hier aus konnte er den Kampf nicht aufnehmen. Aber wenn er ſich hinter die Steinblöcke verbarg, wenn ſeine ſichere Hand, die nie fehlte, die Waſſe auf die Anrüdenden richtete, wenn jede Kugel traf, — dann war er vielleicht gerettet. Oder wenn er in wilder Jagd floh? Nein, das war unmöglich, die Kugeln der anderen würden ihn erreichen. Oder wenn er ſich als harmloſer Wanderer ausgab? Auch das ging nicht. Er trug Waſſen bei ſich, man würde ihn mitnehmen. Vielleicht waren jene auch direkt auf die Suche nach ihm ausgeſandt? Vielleicht handelte es ſich hier nicht um eine einfache Streifpatrouille, vielleicht erkannten ihn die Feinde.

Es galt also in jedem Falle, ſich zu wehren. Abilo duckte ſich blißſchnell hinter einen Felſenblock, der ihm Deckung bot. Jede Hand hielt eine Piſtole. Noch einmal erfolgte ein Anruf von öſterreichiſcher Seite — dann noch ein dritter. Abilo verfolgte jede Bewegung der Soldaten. Sie berieten eine kleine Weile, dann gingen ſie, das Gewehr im Arm, vor.

Er handte ihnen ſeine erſte Kugel entgegen. Mitten ins Herz getroffen, ſtürzte ein blutjunger Burſche zuſammen.

„Vorwärts.“ Man war ſich nicht klar, ob man es hier mit einem einzelnen oder mit einer ganzen Schar zu tun hatte. Dennoch gingen die Soldaten unerſchrocken vor.

Eine zweite, eine dritte Kugel traf. Da aber hatten die Soldaten den Felſenblock bis auf drei Schritte erreicht. Wieder ſchickte ihnen Abilo zwei Kugeln entgegen, und immer kleiner wurde die Schar der Soldaten. Es war ganz unmöglich, daß auch ſie zum Schuſſe kamen, denn der Steinblock bedeckte den Montenegro.

Nun war man herangekommen. Da ſprang Abilo vor. In ſeiner Fauſt blißte das Meſſer, das er dem erſten in die Bruſt bohrte. Aber da fühlte er auch ſchon einen ſchweren Schlag über den Kopf. Einen Augenblick taumelte er, riß ſich wieder empor, ſtach blindlings um ſich und ſprang zwei Schritte zurück. Eine Kugel ſlog dicht an ſeinem Geſicht vorbei. Vor ſeinen Augen waren blutige rote Flecke, alles wirbelte, er ſah nur, wie ſich rings um ihn die Arme drohend hoben, die die ſchweren Kolben hielten, da wich er bis dicht an den Felſhang zurück. Noch einmal trachte ein Schuß aus ſeiner Waſſe, dann reckte er die Hand mit dem Meſſer empor und ſchrie mit gellender Stimme:

„Niemaß, niemaß ſollt ihr mich lebend haben, Abilo Ruparc ergibt ſich nicht.“

Mit einem wilden Jauchzen ſtieß er ſich das Meſſer in die Bruſt, taumelte rückwärts und ſtürzte kopfüber in die gähnende Felſchlucht. Zwei, dreimal hörte man ſeinen Körper auf dem Geſtein aufſchlagen, dann war es ſtill.

Erſchüttert ſtanden die Soldaten da.

„Er kämpfte wie ein Löwe“, ſagte der eine dumpf. Dann wandte man ſich den Gefallenen zu. D.



Generalleutnant Osman Nizami-Paſha

iſt zum Delegierten der Türfei in den beſetzten Gebieten Rumäniens ernannt worden.

Adilos hatten nur zu gut getroffen. Die Nachricht von diesem Überfall und von dem Ende des Montenegriners wurde in Cetinje noch am folgenden Tage bekannt. Auch bis in den Kerker zu Simo und Wandja klang die Kunde.

Die wenigen Tage, die Simo hinter den Gefängnismauern verbrachte, hatten genügt, um aus dem aufrechten Manne einen müden, zusammengebrochenen Greis zu machen. Das dunkle Haar war ergraut, die großen Augen blickten glanzlos aus dem eingefallenen Gesicht. Als man ihn und seine Tochter aufs neue vor das Militärgericht rief, um beide einem nochmaligen Verhör zu unterziehen, blieb er schweigend und hob auch das Haupt nicht.

Der Kriegsgerichtsrat betrachtete lange Zeit den Mann ergriffen. Er wußte, daß beide schuldig waren und nach den Gesetzen dem Tode verfallen. Aber er selbst beschloß, seinen Einfluß aufzubieten, um das Traurigste von diesen beiden abzuwenden. Sein Blick wanderte zu Wandja. Auch sie war blaß, aber in ihren Augen lag eine heiße Sehnsucht, und jetzt, da ihr Blick durch das Fenster flog, las der Kriegsgerichtsrat deutlich aus diesen Zügen, wie die Kerkerhaft dieses freie Kind des montenegrinischen Landes drückte.

Nochmals wurden beiden ihre Vergehen vorgelesen, dann gab der Kriegsgerichtsrat den Befehl, sie wieder abzuführen.

Da blieb Wandja zögernd stehen und wandte sich dem Offizier zu.

„Ich weiß, daß ich auf keine Vergünstigungen zu rechnen habe,“ flüsterte sie, „aber eine Bitte hätte ich doch.“

„Und die wäre?“

„Ich bitte darum, an jenes Fenster geführt zu werden. Von dort aus will ich ihn nochmals sehen, jenen Berg, unsern Lovitschen, den ich von Kindheit an so innig liebe. Aber jenen Berg kam das Glück zu mir, aber ich habe es nicht zu halten verstanden; so ist es wieder davongeschlichen. Führen Sie mich zu jenem Fenster,“ bat sie mit weicher Stimme den Soldaten, der neben ihr stand, „damit mein letzter Blick ihn grüße.“

Auf einen Wink des Kriegsgerichtsrates gewährten die Soldaten schweigend den Wunsch, sie fühlten sich tief ergriffen.

Nun stand Wandja am Fenster und schaute hinauf zu dem steinernen Wächter. Aber das weiche Lächeln, das um ihre Lippen spielte, verschwand plötzlich, ein Zucken ging durch ihre Gestalt, und in die Augen, in denen Tränen schimmerten, trat ein entschlossener Ausdruck.

„Dort jenseits liegt deine Heimat, du Liebster, du Bester,“ murmelten ihre Lippen, „dort möge dir ein neues Glück beschieden sein, ein Glück, wie du es verdienst. Und ich —“

Dann preßten sich ihre Lippen fest zusammen, und sie warf den Kopf zurück. „Man führe mich ab.“

Da der Kriegsgerichtsrat für Simo und dessen Tochter Bittschriften an die Regierung sandte, verzögerte sich die Verkündung des Urteils von Tag zu Tag. Simo war völlig stumpf geworden, er hochte in seiner Zelle und sprach kein Wort. Anders Wandja. Seit jenem Tage, da sie nochmals Abschied nehmend den Lovitschen gesehen hatte, war in ihr die Begierde erwacht, zu fliehen. Es schien ihr unwürdig, von der Hand österreichischer Soldaten sterben zu müssen. Aber sorgsam verbarg sie diesen Plan in der Brust, denn es galt, die Flucht vorzubereiten. Da man es mit der Bewachung der beiden nicht ganz genau nahm, hoffte das junge Mädchen auf das Gelingen ihres Fluchtversuchs. Österreichler glaubten auch nicht, daß dieser völlig unbedeutende und dessen eigentümliche Tochter einen Flucht-

versuch unternehmen würden, und da auch der Kriegsgerichtsrat der Gefangenen einige Freiheiten zusagte, ließ man Wandja in den Korridoren ungehindert spazieren gehen. Sie stand nur immer am Fenster und schaute voller Sehnsucht hinüber zum Lovitschen, und um ihre Lippen zitterte es wie verhaltenes Weinen.

An einem Morgen war Wandja verschwunden. Man suchte sie in allen Räumen, man fragte Simo aus, der aber wußte nichts von seinem Kinde, Wandja war verschwunden, und niemand hatte sie gesehen. Sie selbst hatte alles auf eine Karte gesetzt. Durch einen kühnen Sprung aus einem der engen Korridorfenster hatte sie das Freie gewonnen und hatte die äußeren Wachen ungehindert passiert. Sie selbst hatte kaum geglaubt, daß dieser Fluchtversuch gelingen werde. Als sie jetzt in tiefer Nacht vor Cetinjes Toren stand, atmete sie hoch auf und schlug dann langsam den Weg nach der großen Serpentinstraße ein, die hinan zu dem geliebten Berge führte. Als sie dort aber die vielen Wachtposten sah, drückte sie sich schon in das Gestein, um dort den nahenden Morgen abzuwarten, der sie ihren Weg weiterführen sollte. Ihr Weg! Der führte sie in die ewige Nacht, aber Wandja zitterte bei diesem Gedanken nicht. Für sie gab es auf dieser Erde kein Glück mehr, denn wenn der Morgen kam, brachte er ihr die Verfolger. Und wohin sollte sie sich in diesem von fremden Soldaten besetzten Lande wenden?

Sie lächelte wehmütig vor sich hin. Was hatte man doch von Adilo erzählt? Als freier Mann

hatte er den Tod in der Felsenschlucht gefunden. War sie schlechter als er? Wie viele Kinder Montenegros gaben sich selbst den Tod in den geliebten Bergen? Warum sollte auch sie nicht ausruhen in dem Gestein des heiligen Lovitschen, ihres Lieblingsberges? Sie breitete weit die Arme aus und stieg noch höher hinan, dem Gipfel entgegen.

Da sperrte ihr, wie aus der Erde gewachsen, ein Posten den Weg. Nur drei Schritte wich sie von ihm zurück.

„Grüß mir Ferdinand Wellmann, den Geliebten, sag' ihm, daß der letzte Gedanke von Wandja Griglic ihm angehörte und daß sie als freie Montenegrinerin sich selbst den Tod gibt.“

Noch ehe der österreichische Wächter hinzuspringen konnte, jagte Wandja in rasendem Lauf über die Steinmassen des Lovitschen hinweg nach jener Seite, nach der der heilige Berg steil abfiel. Noch ein lauter, heller Jubelruf, von unten her ein dumpfes Aufschlagen, dann war alles still.

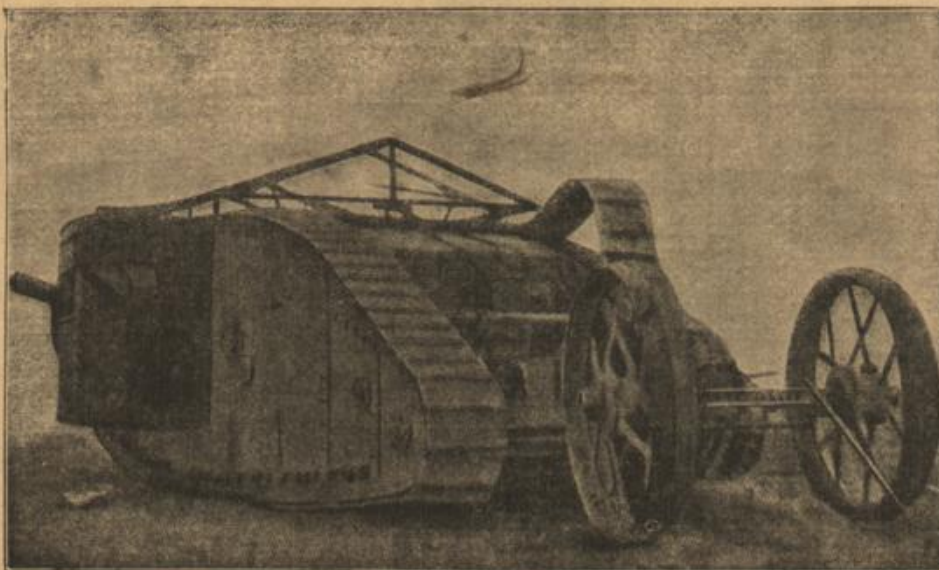
Nach allen Richtungen hin waren Mannschaften ausgeschildt, die die Spur der Entflohenen verfolgen sollten. Es währte

nicht lange, da wußte man, daß das junge Mädchen freiwillig den Tod gesucht hatte. Der österreichische Wächter, der zuletzt mit Wandja gesprochen hatte, wurde eingehend verhört, und der bestellte die letzten Grüße der Montenegrinerin. Man benachrichtigte Wellmann und teilte ihm alles mit. Da senkte der Offizier tief den Kopf, dann stürmte er hinaus ins Freie. Unwillkürlich schlug er den Weg zum Lovitschen ein, jenen Weg, den wohl auch Wandja in der letzten Nacht gegangen war. Auf einem der Felsblöcke ließ er sich nieder, stützte das Haupt schwer in die Hand, und ein schmerzlicher Seuf-

zer hob seine Brust. Müde begab er sich schließlich zurück in die Stadt. Da sperrte ihm ein Menschenauflauf den Weg. Vor dem Krankenhaus hielten mehrere Transportwagen, die die Verwundeten brachten. Unwillkürlich blieb Wellmann stehen. Bahre auf Bahre wurde ins Innere des Hauses getragen, in den meisten Fällen waren es solche, die ihrer Heilung bereits entgegengingen;



Generalleutnant Philipp von Hellingrath, der neue bayerische Kriegsminister. (Mit Text.)



Einer der englischen Panzerkraftwagen, sog. Tanks. (Mit Text.)

Nach einer Abbildung aus dem „Scientific American“.



Österreichischer Motorschlitten, welcher bei den Gebirgskämpfen gute Dienste leistet.

die man aus den südlicher gelegenen montenegrinischen Ortschaften hierherbrachte, um Platz zu bekommen, da der Kampf an der albanischen Grenze noch immer wütete.

Mechanisch schritt Wellmann ins Innere des Hauses, stieg die Treppe hinauf und stand bald in einem der Krankensäle. Es waren keine feindlichen Blicke, die ihm hier entgegenflogen, obwohl die Verwundeten meist Montenegriner waren. Plötzlich tönte eine schwache Stimme an sein Ohr:

„Sind Sie's, sind Sie's wirklich?“

Betroffen wandte sich Wellmann um. In einem der Betten lag ein junger Mann, der seine großen, klaren Augen auf den Offizier heftete. Wellmann erinnerte sich dunkel, dieses schöne, ausdrucksvolle Gesicht schon einmal gesehen zu haben. Diese Züge erinnerten ihn an eine — —. Plötzlich zuckte er zusammen. Träumte er, oder sah er Gespenster. Das waren doch Wandjas Augen, das war Wandjas Stirn. Er warf einen Blick auf die kleine schwarze Tafel, die über dem Bett hing. Sie nannte ihm den Namen Nikolaus Griglic, der bei Dulcigno verwundet worden war. Da kam ihm die Erinnerung ganz zurück. Dieser Kranke war der Bruder Wandjas, war jener Montenegriner, der damals im Zelt des Feldherrn, mit zahlreichen Wunden bedeckt, gelegen hatte. Er hatte den Verwundeten gefunden und mit ihm gesprochen.

Nikolaus hielt ihm die Hand entgegen. „O, ich kenne Sie wieder. Ich habe Sie nicht vergessen können.“

Würgend stieg es Wellmann in die Kehle. Mit festem Druck umspannte er die Hand des Kranken, reden konnte er nicht.

„Sie sehen, ich bin noch immer nicht ausgeheilt,“ nahm Nikolaus wieder das Wort, „aber ich hoffe, es wird nicht mehr lang dauern. Bin ich erst soweit wieder hergestellt, dann wird in zwischen der völlige Frieden in unserem Lande einge-zogen sein und unter Österreichs freundnachbarlicher Führung wird unserem Lande ein neues Glück erblühen. Ist's nicht so?“

„Lassen Sie uns Freunde sein, Griglic“, stieß Wellmann erschüttert hervor.

„Die letzten Monate haben uns viel Schweres gebracht, haben so manchem das Leben zerbrochen. Aber ich, der Sohn des Kaiserreiches, bringe Ihnen ein überquellendes Herz entgegen und bitte Sie, seien Sie mit ein Freund für alle Zeiten.“

Ein glückliches Lächeln verklärte die Züge des Verwundeten. „Wer hätte gedacht, daß es so weit kommen könnte. Wir haben bisher in euch nur die Unterdrücker gesehen. Jetzt aber hoffen wir, daß sich die beiden Länder in treuer Freundschaft aneinanderschließen werden. Und so wie ich jetzt Ihre Hand ergreife und sage: Jawohl, ich will dein Freund sein, so möge unser ganzes Land die dargebotene Freundschaft des mächtigen Österreichs nehmen und sprechen: ich bin dein Freund.“

Da legte Wellmann seinen Arm um die Schulter des Verwundeten und presste ihn fest an sein Herz.

Behandlung der Nähmaschine.

Von Frau M. Knechle-Schönan.

(Nachdruck verboten.)

Die Nähmaschine, die treue Freundin der Hausfrau, teilt meistens das Los guter Freunde, man stellt viel Anforderungen an sie und behandelt sie wenig rücksichtsvoll. Ihr die Wohltat einer öfteren Reinigung und Einsetzung zu gewähren, fällt den wenigsten Frauen ein. Erst wenn die Nähmaschine schwer geht oder versagt, dann wird zum Ölkännchen gegriffen, was aber nur auf ganz kurze Zeit Besserung schafft, weil man versäumte, erst das alte, harzig gewordene Öl, das im Verein mit Wollfäserchen und Staub das Verstopfen und die schwere Gangart der Maschine verursachte, zu entfernen.

Das Reinigen der Nähmaschine ist durchaus keine schwierige Arbeit und geschieht am zweckmäßigsten auf nachfolgend beschriebene Weise. Man nimmt den Treibriemen ab und legt ihn, falls er Ölflecke zeigt, in eine Schüssel mit Petroleum, worin man ihn einige Zeit liegen läßt. Die Flecke lassen sich dann leicht entfernen. Dann entfernt man das Schiffschen aus der Maschine und spritzt nun mit dem Ölkännchen, in das man tadelloses helles Petroleum oder noch besser Benzin füllt, sämtliche Öllöcher und alle die Teile der Maschine, die sich gegenseitig reiben, recht reichlich ein. Nun bewegt man die Nähmaschine durch schnelles Treten einige Minuten lang vor und rückwärts, kippt den Maschinenteil nach rückwärts und säubert dann mit alter, weicher Leinwand die inneren Teile, an denen das Petroleum oder Benzin indessen das



Auf Schneeschuhpatrouille im Hochwald.

